



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Studien. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Gott segne und schütze den Kaiser!
 W. v. S.

Pariser Studien.

III.

Es ist keine ungleichmäßige Behandlung, wenn wir den Inhalt des zweiten Bandes von Max Nordau's „Pariser Studien und Bilder“*) in einem einzigen Artikel vortragen, während wir dem ersten Bande zwei längere Besprechungen widmeten. Denn wenn wir das Meiste von dem, was der erste Band enthält, als neu und originell bezeichnen konnten, enthält der zweite Band zum großen Theil nicht gerade Neues und soweit die daselbst deponirten Gedanken und Urtheile auf Neuheit Anspruch machen, sind sie zum Theil nichts weniger als stichhaltig. Wir möchten daher auch den Werth des ersten Bandes im Allgemeinen höher stellen, als den des zweiten. Einige Beispiele für unser Urtheil mögen genügen.

Gleich unter den „Porträts und Chargen“, die den zweiten Band eröffnen, treffen wir auch einige recht alte Bekannte: Alexander Dumas (Sohn), George Sand u. s. w., über welche schwerlich irgend Jemand von dem Verfasser Neues zu hören erwartet und wenn er es erwartete, sich schmerzlich getäuscht sehen dürfte. Sehr neugierig sind wir dagegen, wer wohl „der Pariser Aristophanes“ sein mag, den der Verfasser uns vorzustellen sich anheischig macht. Wir schlagen eifrig das pikante Kapitel auf und finden zu unfrem namenlosen Erstaunen unter dieser klassischen Hülle wen wohl hervorschauen... Herrn Jacques Offenbach! Man braucht wohl nur den Namen dieses Herrn neben Aristophanes zu nennen, um ganz ruhig versichern zu können, daß Nordau keinen Schimmer von der Bedeutung und Würde des Aristophanes haben kann, wenn er diesem die Beleidigung anthut, ihm im Ernste Herrn Offenbach an die Seite zu stellen. Für unser Publikum sind weitere Worte über diesen Punkt überflüssig. Um aber festzustellen, daß Nordau mit der Parallele Offenbach-Aristophanes nicht etwa bloß einen mehr oder minder geistreichen Scherz hat machen wollen, sondern wirklich meint, die beiden Namen seien ebenbürtig, genügt es folgende Dithyramben anzuführen: „Möge es dem Leser

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1878.

nicht zu paradox scheinen, wenn ich sage, daß nicht der Musiker, sondern der Philosoph (!) Offenbach das Publikum beider Hemisphären sich unterthänig (!) gemacht hat. Der Musiker war nur der geniale (!) Hauptmitarbeiter des Philosophen, aber dem letzteren gebührt der erste Platz" — etwa neben Schopenhauer oder Eduard von Hartmann? — „Er ist ein Neuerer; er ist der Schöpfer der satirischen (!) Musik... einer der Hauptstreiter im Kampfe gegen die Tradition und Autorität... Mit schonungsloser Hand hat er der griechischen (?) Mythologie den Nimbus vom Kopfe gerissen und ihre Gestalten dem Gespötte der Welt preisgegeben" — ungefähr so wie die „Fliegenden Blätter“, nur ins Obscöne übersezt. „Der kritiklose Heroenkultus, den uns die Gymnasialzeit in die Seele gefropft (!) hat, hält nicht Stand... Offenbach scheint mir der Aristophanes unserer Zeit zu sein. Er hat von seinem athenischen Vorgänger (!) den Uebermuth, die Schneidigkeit, die Fruchtbarkeit und die überlegene (?) — wem überlegen? — Weltanschauung. Wie Aristophanes dichtet jedoch auch er nicht für Kinder" — aber auch nicht für Männer, schalten wir ein, sondern lediglich für Hetären und Gommeux. „Meiner Uebersetzung nach," schließt Nordau seine Offenbachjade, „wird man künftig keine Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben können, ohne Offenbach's und seiner Erfolge (?) als einer der charakteristischsten Erscheinungen der Epoche" (welcher Epoche?) „zu gedenken". Es soll nicht bestritten werden, daß auch Offenbach sein Theil von der künftigen Geschichtschreibung gezollt werden wird; aber er wird nur genannt werden, wenn von der schlimmsten Entwürdigung der Musik die Rede sein wird, wenn man zu schildern hat, wie die Muse der Töne zur Kupplerin gemacht wurde, wenn man einst die Sünden des zweiten Kaiserreichs aufzählt und die Giftpilze, die im Schatten des kaiserlichen Purpurs gediehen. Dann wird man freilich nach andern Heiden greifen, als nach Aristophanes, um sie mit Offenbach zu vergleichen.

Dieses eine Kapitel ist Nordau zum Ruhm Offenbach's noch nicht einmal genug. Er glorifizirt ihn später unter der Ueberschrift „Das politische Hep Hep" noch einmal als nationalen Franzosen. Wir sind weit entfernt, den geborenen Kölner Offenbach für einen deutschen Unterstützungswohnsitz zu reklamiren, aber gewiß erscheint die Frage berechtigt, was für ein Interesse „beide Hemisphären" daran nehmen sollen, wenn Herr Offenbach sich mit einem französischen Senator über seine gutfranzösische Gesinnung in Pariser Journalen herumzankt? Die Thatfache überlassen wir so gern den Franzosen allein, wie die Person.

Auch die Kapitel des Verfassers, die uns die Tragödin Sarah Bernhardt, die Komiker Got und Coquelin und gar die „Operettensterne" vorführen, erscheinen uns kaum der Aufnahme werth in ein Buch, das im ersten Bande so

schöne Anstrengungen machte, Beiträge von bleibendem Werth zur Beurtheilung der französischen Hauptstadt zu liefern. Wie lange kann im günstigsten Falle der Ruhm der gefallsüchtigen Miminnen dauern — Künstlerinnen wäre ein zu großes Wort —, die Herr Offenbach da und dort aufgelesen, um sie seinem Triumphwagen vorzuspannen?

Dagegen soll mit Freuden anerkannt werden, daß Nordau unter den „Portraits und Chargen“ einige gezeichnet hat, die vorzüglich gelungen sind, und als national=französische Typen von besonders kräftiger und eigenthümlicher Prägung auch immer ihr Interesse bewahren werden. Dahin gehört zunächst der „Ex-Père Hyacinthe“, etwa der französische Abraham a Santa Clara aus unsern Tagen. Das deutsche Original hat freilich vor dem französischen Seitenstück trotz seiner Derbheit noch viel voraus: den naturwüchsigem, man kann wohl sagen unsterblichen Humor, dem die süßliche wortreiche Sentimentalität des französischen Kanzelredners nicht entfernt nahe kommt, und dann die Hauptsache, die großartige Aufopferungsfähigkeit seines geistlichen Berufes während der Pest, die seine Gemeinde heimsuchte; auch diese höchste christlich=priesterliche Pflichterfüllung wird das weltlich gewordene Franzosenkind wohl kaum prästiren. Gleichwohl aber ist die Charakterzeichnung Nordau's vom Père Hyacinthe sehr lesenswerth. Im Jahre 1866 war dieser als unbekannter Mönch auf der Kanzel der Notre-Dame-Kirche erschienen und hatte gepredigt — und wenige Stunden darauf sprach ganz Paris von nichts Anderem. Die Tagesblätter schlugen Lärm, in den Salons und Cafés sprach man von nichts als von ihm, höchstens noch von der Chansonettenfängerin Theresa. Am nächsten Sonntag machten die Damen des kaiserlichen Hofes Queue vor der Pforte der Notre-Dame-Kirche, um Vater Hyacinthe zu hören. Warum? Er hatte gepredigt von der Liebe des Mannes zum Weibe, von nichts Anderem. Und er fuhr fort auf dem Wege, den er betreten hatte. Das konnte die stumpfen Nerven noch in Schwingungen versetzen. „Der Mönch hatte seine eigene, unfählich prickelnde Manier, mit einer athemraubenden Kühnheit auf ein geradezu unnahbares Ziel direkt loszugehen und plötzlich innezuhalten, wenn schon die aufgeregten Zuhörerinnen die Augen schlossen, um wenigstens nicht zu sehen, wie sich der Prediger kopfüber in den Abgrund eines cynischen Gedankens oder einer derbfeischlichen Situation stürzen werde; er verstand meisterhaft, ganz knapp an der Grenze eines verbotenen Geheges umherzustreifen, so daß er immer mit dem Fuße an den Zaun stieß; die Dinge anzudeuten, aber nicht auszusprechen; hinter einem Nebel mystischer Worte eine Gruppe von Gelüsten in deutlichen Umrissen sehen zu lassen.... Ein Wort, das fast harmlos ist, wenn es auf der Bühne von den Lippen eines Schauspielers fällt, ladet sich mit Electricität, wenn ein Mönch es unter den hohen Bogen einer

gothischen Kathedrale ausspricht. In der Kirche sah man fast nur Damen“ Vater Hyacinthe sah seinen Ruhm von Tag zu Tag steigen. Der Papst sandte ihm seinen Segen, Napoleon und sein Hof ließen sich von ihm in der Kapelle zu Compiègne Privatissima predigen. Man sprach davon, ihn zum Bischof zu ernennen, da heirathete plötzlich der Karmelitermönch eine amerikanische Wittwe, die er zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt, und nun wurde er der einfache Wanderredner Herr Loyson, der den ganz natürlichen und ehrenwerthen Grund seines Austrittes aus dem Kloster in heuchlerischer und scheinheiliger Weise dadurch zu verhüllen suchte, daß er vorgab, das Dogma der Unfehlbarkeit habe ihm nicht gepaßt. Dadurch hoffte er bei seinen Landsleuten in den besondern Geruch eines Märtyrers zu kommen, und bis heute ist ihm der Unsinn auch theilweise gelungen!

Ein noch lustigeres Charakterbild, unseres Erachtens das beste im ganzen Buche, hat unfreiwillig der General Changanier geliefert. Denn der Pariser „Papst der Civilisation“, Herr Gagne, kann sich an europäischer und typischer Berühmtheit bei weitem nicht mit dem Helden der „Schlacht von Constantine“ messen, so hübsch ihn der Verfasser auch geschildert hat. Selbst Raspail, der „Kampfermann im Pfeffer“, den Levysohn in seinem Büchlein „Aus einer Kaiserzeit“ der Vergessenheit entrissen hat, steht an historischer Bedeutung noch über Gagne. Aber der General Changanier ist im eigentlichsten Sinne des Wortes der moderne französische miles gloriosus, und als solcher in einem Volke, das den Ruhm so sehr zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zählt, wie das französische, eine ebenso typische wie unausrottbare Figur. Im Februar 1875 hat der Verfasser den General Changanier zum ersten Mal gesehen, ohne zu wissen, wer er sei. In der französischen Nationalversammlung saß ein uralter Greis von mindestens achtzig Jahren mit glattrasirtem Kinn, einem Schnurrbart in Zahnbürstenformat, einer dichtbehaarten Perrücke, in der die dunkeln Töne vorherrschten und einer Toilette, welche einen starken Begriff von der Sorgfalt gab, welche auf dieselbe verwendet worden sein mußte. Er trug winzige Lackstiefelchen, ein perlgraues, nach unten trichterförmig erweitertes Beinkleid und einen dunkelbraunen Ueberrock, der in der Taille unmäßig zusammengepreßt war, während er in den Schultern so weit auseinandertrat, daß man glauben konnte, er wolle sich zu einem Flügelpaar entwickeln. Dazu pflaumenblaue Handschuhe, ein feines Ebenholzstöckchen und ein feck ausgeschweifter Cylinder von jugendlichster Modiform. Diese Erscheinung erweckte im Munde Nordau's die natürliche Frage an dessen Nachbar: „Wer ist denn der Don Juan in der grauen Perrücke da unten?“

„Das ist der General Changanier,“ lautet die Antwort, „der gewohnt ist, zu siegen.“

Der Befragte mußte ein gutes Gedächtniß haben. Denn diese Phrase hatte der General schon im Februar 1848 gebraucht. Nach der Februarrevolution hatte er an die damaligen republikanischen Machthaber folgendes Meisterwerk rückhaltloser Naivetät in Briefform gerichtet: „Ich wünsche, an irgend eine bedrohte Grenze gesendet werden. Ich habe Erfahrungen, die durch ernste Studien gesteigert sind, einen lebhaften Durst nach Ruhm und die Gewohnheit zu siegen.“ Diese Gewohnheit hatte sich der bescheidene Feldherr mit bemerkenswerther Leichtigkeit, nämlich schon nach einer einzigen Waffenthat angeeignet. Er hatte nämlich 1836 als Major eine kleine Infanterieabtheilung, die zum Nachtrab der Armee des Marschalls Clausel gehörte, bei dem Rückzug von Constantine gegen die nachrückenden Araber gut geführt und den mehr ungestümen als nachhaltigen Reitersturm des Feindes abgewiesen. Vorher hatte er zu seinen Truppen mit wahrhaft napoleonischer Pose das große Wort gelassen ausgesprochen: „Sie sind 6000, wir 300, die Partie ist also gleich.“ Diese Waffenthat, die der Militair von Fach etwa als Scharmügel bezeichnen würde, trug im Munde und der Erinnerung des Generals Changarnier immer nur den stolzen Namen der großen „Schlacht bei Constantine“, und stellte sich seinem Geiste als eine der größten und ruhmreichsten Kriegsthaten aller Zeiten dar. „Wenn man von der Größe eines Hannibal, Cäsar, Napoleon und so weiter sprach, war er im Stande eine abwehrende Handbewegung von superber Bescheidenheit zu machen.“ Weniger bescheiden war er gelegentlich Vorgesetzten oder Rivalen in der Volksgunst gegenüber. So fiel er kurze Zeit nach der Schlacht von Constantine dem kommandirenden General Bugeaud, der Changarnier gegenüber seine Befehle mit erläuternden Bemerkungen begleitete, ungeduldig in's Wort mit der Bemerkung: Ich glaube, ich habe lange genug Krieg gesehen, um zu wissen, wie man ihn macht.“ Bugeaud lächelte gutmüthig und sagte: „Das beweist nichts, lieber General. Sehen Sie, der Marschall von Sachsen besaß einen Packesel, der alle seine Feldzüge mitgemacht hatte; ich habe aber nicht gehört, daß er sich darum sonderlich auf das Kriegswesen verstanden hätte.“ Bei einer andern Gelegenheit rächte sich Changarnier in der französischen Nationalversammlung an der steigenden Popularität des Vertheidigers von Belfort, des Oberst Denfert, — dessen Tod die neuesten Zeitungen melden — durch hämische Bemerkungen über den glücklicheren Liebling des Volkes. Da riefen ihm die Republikaner zu: „Wir heißen Belfort und Ihr, Ihr heißt Metz und Sedan.“ „Ich“ erwiderte der General mit einer sublimen Handbewegung, die ihm nicht einmal der große Komiker Got majestätisch genug nachmachen konnte, „ich heiße bescheiden Changarnier.“

Wäre Changarnier nicht Soldat gewesen, er hätte sich vor dem Fluch der Vächerlichkeit, der seinem ganzen Treiben anhaftete, nicht retten können. Aber

dem Soldaten verzeiht man in Frankreich einfältige Großsprecherei. Frankreich hat den General seine vierundachtzig Lebensjahre lang für eine ernste Persönlichkeit genommen, und welche Fülle unfreiwilliger Komik birgt dieses lange Leben! Changanier führte seine „Feldzüge“ — einige Expeditionen gegen undisziplinierte Araber — fortwährend auf den Lippen. Er sprach immer von seinen Wunden, seinen Gefechten, seinen Siegen und Trophäen. Schließlich ahmte er in Haltung, Geberde und Ausdrucksweise aufs Ergößlichste den ersten Napoleon nach. Die Regierung der Februarrevolution nahm den Degen des Siegesgewohnten freudig an. Damit kamen die stolzesten Tage seines Lebens. Von früh bis spät sprengte er in prächtiger Uniform hoch zu Ross durch die Straßen, warf den Damen freudige Blicke zu, erwiderte den Männern mit unvergleichlicher Handbewegung Grüße, die ihm Niemand geboten hatte, und spielte sich mit einem Worte auf den Diktator hinaus. Er haranguirte die Truppen mit studirtlakonischen Ansprachen. Als er die Emeute der Rothen in den Sunitagen niedergeworfen, verlor er vollends den Kopf. Bis dahin hatte er sich nur für den Retter Frankreichs gehalten, jetzt hielt er sich für den Retter der Menschheit. Changanier lachte verächtlich, wenn man ihm von den Absichten des Prinz-Präsidenten Louis Bonaparte sprach. „Noch wenige Wochen vor dem Staatsstreich rief er der unruhigen Nationalversammlung das pompöse Theaterwort zu: „Vertreter des Volks, berathet in Frieden.“ Als er wenige Wochen darauf mit den übrigen Abgeordneten im Staatsgefängniß zu Mazas saß und lebhaft über die Ereignisse des Tages deklamirte, rief ihm aus einer andern Gruppe ein Abgeordneter mit vortrefflicher Nachahmung der theatralischen Manier Changaniers zu: „Vertreter des Volks, berathet in Frieden!“ Der General erbleichte und vergaß zum ersten Mal in seinem Leben von der Schlacht von Constantine zu erzählen.“

Bekannt ist, daß Changanier dann viele Jahre in der Verbannung ein ganz obskures Leben führte, „was ihn aber nicht verhinderte, aller Welt zu erzählen, und ernstlich zu glauben, daß Napoleon Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt habe und sich nicht eher für sicher auf dem Thron halte, als bis er seinen „großen Feind“ aus dem Wege geräumt haben würde.“ Erst 1870, beim Ausbruch des Krieges mit Deutschland, tauchte er wieder in Frankreich auf und wußte sich auch hier wundervoll in Scene zu setzen. „Alle Welt erinnert sich noch einer melodramatischen Erzählung, die im Juli 1870 durch die Blätter lief, einer Erzählung von einem schlanken Greise, der in einen weiten grauen Mantel gehüllt, eines Tages im Hauptquartier erschien, und den Kaiser zu sprechen wünschte. Man führte ihn ins Gemach Napoleons; da ließ der schlanke Greis den weiten großen Mantel fallen und der Kaiser sah — Changanier vor sich. „Sire“, sagte der schlanke Greis, „das Vater=

Land ist in Gefahr — ich biete Ihnen meinen Degen an!" Napoleon weinte und umarmte den schlanken Greis. Man bemerke, daß diese Geschichte mit allen Details (Schlankheit des unbekanntem Greises, weiter grauer Mantel und Rührung des Kaisers) von Changanier selbst erzählt wurde und durch ihn in die Deffentlichkeit gelangte. Napoleon hat von dem Vorfalle nie gesprochen und es wäre doch so interessant gewesen, zu wissen, wie er die Szene erzählt hätte! Wie dem immer sei: Changanier wurde dem großen Generalstab zugeheißt und mit Bazaine in Mex eingeschlossen. Unglaublich, aber wahr: der Sieger von Constantine vermochte das Unheil von den französischen Heeren nicht abzuwenden."

Der lächerliche Traum, in welchem dieser miles gloriosus nach dem Kriege sich wiegte, so etwas wie der Monk der Monarchie von Froschdorf zu werden, ist eigentlich zu einfältig, um ihn weiter zu verfolgen. Genug, daß derselbe General, der die Hinterlader für eine unnütze und bedeutungslose Neuerung erklärte, die allgemeine Wehrpflicht für eine kriegsuntüchtige Einrichtung hielt, und noch 1867 von Preußen schrieb, eine kleine aber berufsmäßig gebildete Armee könne dessen zusammengelaufene Schaaren à la minute ohne Anstrengung besiegen, daß dieser Mann bei seinem Tode von dem großen Chorus der Presse und Politiker seines Vaterlandes als eines der größten Kriegsgeniees Frankreichs gepriesen wurde. Wir Deutschen haben uns bei der Mäßigkeit dieser Ansprüche an einen Feldherrn jedenfalls nicht zu beunruhigen und können dabei nur erinnert werden an den lustigen Refrain des Couplets „So einfach und bescheiden!"

Unter den Typen und Chargen, die der Verfasser vorführt, erscheint uns dieses Charakterbild wie gesagt als das gelungenste.

Interessant sind auch die Studien, die der Verfasser über einige der Pariser Fest- und Jahrestage gemacht hat. Da eröffnet den Reigen der Tag der Todten, „Pariser Allerheiligen“, wo alle Welt, Hoch und Niedrig dem Père Lachaise und anderen Pariser Kirchhöfen zuströmt, um unter dem Vorwand eines Pietätsaktes die neuen Wintergarderoben zu zeigen, pikante Gespräche in den salonartig herausgeputzten Grabkapellen zu führen und je nachdem zarte Verhältnisse oder derbe Liebesintrigen zwischen den Gräbern anzuknüpfen. „Theatralische Gespreiztheit, affektirtes Pathos, Dekorationsmalerei, leere Neußerlichkeit ist Alles in der Pariser Todtenstadt und nie tritt diese schmerzliche Abwesenheit wahren Gefühls stärker und überzeugender hervor, als gerade am Tage der Toussaint."

Dann folgt eine ebenso lehrreiche Schilderung des „Pariser Sylvesterabends“. Bei uns in Deutschland sucht man die letzten Stunden des Jahres, wenn irgend möglich, im Kreise seiner nächsten Angehörigen und Freunde zu

verbringen, das herantretende Neue Jahr in ernst-gehobener Stimmung mit wechselseitigen Segenswünschen und glückverheißenden Hoffnungen und Vorsätzen zu begrüßen. Nichts von Alledem in Paris; der Sylvesterabend in der französischen Hauptstadt bietet das grade Gegenbild. Die ganze Bevölkerung, die nur irgend das Haus verlassen kann, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, strömt auf die Boulevards, um dort in einem gräulichen Chaos von Menschen, Fuhrwerken und Thieren seinen Antheil an der herkömmlichen eigenthümlichen Freude des Tages zu genießen. Diese Freude aber besteht in nichts und kann in nichts Andrem bestehen, als in dem Anblick der ungeheuren Menge von Jahrmaktsbuden, die sich zur Ausbeutung der Börsen und zur Dual aller Nerven des wogenden Menschenchaos für diesen Tag auf den Boulevards etablirt haben. Die Mittel, welche diese Marktschreier anwenden, um ihren Schund dem Publikum zwischen zwei Tagen aufzuhängen, erinnern lebhaft an unsere Sensationsannoncen. „Ein Attentat auf — seinen Geldbeutel begeht“ — werden wir nun bald lesen, wobei das „Attentat“ natürlich sehr fett gedruckt ist — „wer nicht bei Selig Steif seine Sommergarderobe einkauft.“ Der Pariser ist aber noch viel kindischer. „In einer Minute um die Welt!“ brüllt da Einer und verkauft — kleine hölzerne Globen. „Unerhört billig, meine Konkurrenten wollen mich vergiften!“ stöhnt ein Andern, der Schafe mit wackelnden Köpfen ausbietet. „Sie glauben, ich bin verrückt?“ perorirt ein Dritter mit Löwenstimme gegen einen eingebildeten Widersacher, „man könnte es glauben, wenn man meine Waaren und meine Preise sieht.“ Ein Viertes stößt einen Schrei aus, daß zehn Leute auf ihn zustürzen, um ihn den Händen von Mördern zu entreißen. Als bald sagt der Unglückliche: „Haben Sie meinen Ruf gehört? Einen solchen Ruf hat gestern ein erstaunter Engländer ausgestoßen, als ich ihm diese Puppe um 29 Sous anbot,“ u. s. w. Einigermassen erklärt wird dieser Hegenbräuel durch die Sitte der Franzosen, zu Neujahr sich mit meist lustigen und satirischen Geschenken zu überraschen, die in diesen Budenreihen allerdings in Fülle zu haben sind.

Weniger zutreffend finden wir die beiden folgenden mehr politischen Nummern „Von einer versunkenen Welt“ (Napoleonstag) und „der Jahrestag der großen Revolution“. Der Verfasser meint, die ganze Zeit und Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs sei „versunken und vergessen wie eine fata morgana, verschwunden wie das goldne Schloß des Friesenherzogs Radbot. Und ginge nicht manchmal ein Geldstück mit dem Bilde Napoleons durch unsre Finger, sähen wir nicht ab und zu auf einem Brückenpfeiler ein gekröntes „N“, wir würden uns gar nicht mehr erinnern, daß es je ein zweites Kaiserreich und einen dritten Napoleon gegeben habe.“ Für die Manier geschichtlicher Betrachtung des Verfassers ist dieser Satz zu charakteristisch, als daß wir ihn ohne

Kritik lassen könnten. Wie gelangt er zu der hier ausgesprochenen Wahrnehmung? Er beobachtet richtig, daß der Napoleonstag, den von 1852 bis 1870 ganz Paris mit Jubel feierte, jetzt nur von einem gedrückten Häuflein alter Kaiserfreunde in aller Stille begangen werde. Er fragt nach den Höflingen, den Beamten, den Günstlingen, den Hoflieferanten, den Keifröcken des zweiten Kaiserreichs und findet sie nicht und das genügt ihm, die Frage aufzuwerfen: „wie ist es möglich, daß eine so weit ausgebreitete, so tief wurzelnde Organisation, wie ein Regierungssystem, das achtzehn Jahre lang eine Nation von sechsunddreißig Millionen beherrscht hat, plötzlich in sich zusammenstürze und nichts, gar nichts von sich zurücklasse, nicht einmal das traditionelle Häufchen Asche, das nach dem Volksaberglauben immer übrig bleibt, wenn eine teuflische Truggestalt verschwindet?“ Fast so viel strogende Irrthümer, als Worte! Man mag uns verzeihen, wenn wir sagen, daß eigentlich die beste Antwort auf diese Frage die Antwort bildet, die man auf die Frage des Autors nach den Keifröcken des zweiten Kaiserreichs zu geben hat. Diese sind inzwischen zu den bekannten Regenschirmfuttermal-Costümes zusammengeschrumpft. Warum? Weil es die Mode will. Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs war der 15. August als Nationalfesttag Mode, heute ist es ein anderer oder keiner — auf den Charakter des Volks, der Gesellschaft, des Regierungssystems und der Organisation der öffentlichen Gewalten, überhaupt auf das ganze Gepräge des französischen Nationalstaates ist dagegen in unsern Augen der Uebergang vom Kaiserreich zur Republik bis jetzt fast ganz einflußlos gewesen. Man muß dem Zauber der Modephrasen, welche die Republik natürlich so reichlich im Munde führt, wie das zweite Kaiserreich die feinen, besonders zugänglich sein, um das zu verkennen. Betreffs des Volkscharakters, der französischen Gesellschaft, sind wir jedes Beweises dafür überhoben, daß diese etwa mit dem Uebergang in die Republik zwischen dem 3. und 4. September 1870 oder etwa seither jene republikanischen Normaltugenden angezogen hätten, welche Montesquieu in seinem *Esprit des lois* als unerläßliche Attribute des rechten und gerechten Republikaners bezeichnet. In dieser Hinsicht führt Nordau selbst auf jeder Seite seiner zwei Bände den vollsten und striktesten Gegenbeweis. Die bisher mitgetheilten Proben seiner Ergebnisse erwecken gewiß in jedem Leser diese Ueberzeugung.

Aber ist denn etwa das „Regierungssystem, die so tief wurzelnde Organisation“ des zweiten Kaiserreichs seit dem 4. September 1870, oder richtiger seitdem das Land mit Niederwerfung der Commune und dem Abzug der deutschen Heere wieder ein einheitliches Staatsgebilde zeigt, bisher irgendwie anders geworden unter republikanischer Firma? Hören wir über diese wichtige Frage den vornehmsten Sachverständigen urtheilen, den die deutsche Wissenschaft über französische Staatszustände gegenwärtig aufzuweisen hat. In einem sehr lesens-

werthen Essay über Adolphe Thiers*), auf den wir später einmal eingehender zurückkommen, und der, um über die Zeit seiner Entstehung keinen Zweifel zu lassen, geschrieben ist nach dem Tode des greisen französischen Staatsmannes, mithin alle Wandlungen, welche Regierungssystem und Organisation in Frankreich bis Ende 1877 erfahren habe könnten, berücksichtigt — in diesem Essay weist Karl Hillebrand genau dasselbe nach, was er schon 1873 über Thiers und Frankreich geschrieben: daß die gesammte französische Staatsordnung, die Bedeutung der Herrschergewalt, die Mitwirkung der Nation an der Regierung, Verwaltung, Justiz, Polizei und Finanzwesen u. s. w. in ihren Grundzügen unverändert geblieben ist seit der großen französischen Revolution und dem Ausbau, den Napoleon I. diesen Verhältnissen gegeben. Es ist daher auch ein schwerer Irrthum, wenn Nordau die Verfassung und Organisation des zweiten Kaiserreichs als etwas Besonderes, seither mit der Republik verschwundenes ansieht. In diesem ganzen neunzigjährigen Zeitraum ist die Person des Herrschers, die bald nahezu absolutistische, bald konstitutionelle, bald republikanische Staatsform immer wenig mehr als eine akademische Theorie gewesen. Das Staatsfundament ist immer die Tradition der Revolution und des ersten Kaiserreichs in den damals ausgeprägten grundlegenden Gesetzen und Formen geblieben.

Hillebrand selbst sagt (S. 171.): „Frankreich ist eben seit einem Jahrhundert eine thatsächliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortlichen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerst eingesehen und laut verkündigt zu haben, ist Napoleons III. großes Verdienst. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis Philipp seine persönliche Regierung hinter verantwortlichen Ministern verstecken, sondern beanspruchte, wie Thiers nach ihm, die volle Verantwortlichkeit für sich selber. Niemand, der die Geschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird leugnen wollen, daß sämmtliche Herrscher Frankreichs von dem ersten Consul bis zum Marschall Mac Mahon persönliche Herrscher gewesen, und daß jeder Minister, der sie dazu zwingen wollte, die konstitutionelle Fiction des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innezuhalten, hieß dieser Minister nun Martignac oder Thiers, „Barrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne Weiteres beseitigt wurde. Daß dies, die persönliche Regierung, kein Zufall, keine Willkür der Herrscher, daß es eine Nothwendigkeit des französischen Staatswesens ist, wie es aus der Revolution und dem Consulat hervorgegangen, das sah Thiers erst als sechsundsiebzigjähriger Greis ein, als man ihn selber zu einem unverantwortlichen konstitutionellen Herrscher mit einem verantwortlichen Ministerium machen und aus dem Parlamente verbannen wollte.“

*) Carl Hillebrand, Profile. (Zeiten, Völker und Menschen, 4. Band. S. 107—176). Berlin, Rob. Dppenheim, 1878.

Wer Nordau's Arbeiten mit einiger Kenntniß der wahren Verhältnisse liest und gelegentlich erstaunt bemerkt, wie hoch er Lansrey und die andern Decentralisten schätzt, die unter dem zweiten Kaiserreich und zum Theil heute wieder das Ohr der Menge umflüstern, gewahrt leicht, woher seine Irrthümer stammen. Möge auch hier das Urtheil Carl Hillebrand's über diese Richtung mitgetheilt werden (S. 172): „Es giebt eine Schule in Frankreich, welche diese Organisation selber bekämpft und an die Stelle der bewährten Verwaltung, welche die Nation durch so viele Stürme immer vom Felsen gehalten hat, örtliche und provinzielle Selbstverwaltung durch gewählte Obergkeiten nach amerikanischem Muster einsetzen und die straffe Centralisation des französischen Staates lockern möchte. Thiers gehörte nicht zu dieser: er war nicht der Mann dazu, irgend eine der großen Traditionen seines Vaterlandes aufgeben zu wollen, und ich glaube, die Nation theilt seine Denk- und Gefühlweise. Auch sie ist in ihrer aufgeklärten Mehrheit republikanisch geworden, wie Thiers, in dem Sinn, daß sie gesetzlich zu regeln wünscht, was seit nahezu hundert Jahren thatsächlich stattfindet, die Verantwortlichkeit und den Wechsel des Staatsoberhauptes. Es ist die große geschichtliche Bedeutung Thiers' . . . noch vor seinem Ende und vor dem Ende des vielbewegten Jahrhunderts gleichzeitig mit seinen Landes-, Standes- und Zeitgenossen zur Einsicht gekommen zu sein, daß die bureaukratisch organisirte demokratische Republik, d. h. die gemäßigte und durch gesetzliche Periodicität geregelte Diktatur, die definitive Staatsform ist, welche die Revolution von 1789 unklar voraussah, aber sicher angestrebt hat, und welche nach fast hundertjährigen Erschütterungen und Kämpfen endlich auf dem Punkte ist, bewußt verwirklicht zu werden.“

Unsre Leser werden uns, nachdem wir diese Urtheile eines maßgebenden deutschen Geschichtsforschers mitgetheilt, der aus den bekannten und aus den bisher verschlossenen Quellen der Staatsarchive von Berlin, Turin, u. s. w. mit der Geschichte und dem Volksleben Frankreichs vertrauter ist, als irgend ein anderer der deutschen Zeitgenossen, die Mittheilung der feuilletonistischen Aphorismen ersparen, die Nordau über den „Jahrestag der großen Revolution“ zum Besten giebt. Wer v. Sybel, den deutschen Geschichtsschreiber der großen Revolution und des Consulats und Kaiserreichs in eine Linie stellen kann mit Büß und Franz Hoffmann, und ihn damit einschließen in das Urtheil: „ihr seid ja erbärmliche Schurken, die sich die Nacht unserer kindlichen Unwissenheit (!) zu Nutzen machten, um in unser Herz einzubrechen, unsere legitimen Sympathien“ — für Marat, Robespierre u. s. w.! — „zu stehlen und an ihre Stelle einen Wechselbalg, ein Bündel falschen Enthusiasmus (sic!) und ungerechter Vorliebe hinzulegen“; wer den Standpunkt Sybels gegenüber der französischen Revolution mit dem cynischen Bilde zu bezeichnen wagt: „Der

Landstreicher hat das Recht, hinter dem Gensdarmen die Zunge herauszurecken (sic!),“ — der kann nicht beanspruchen, in historischen Dingen ernsthaft genommen zu werden, höchstens etwa unter den Historiographen, die in der „Frankfurter Zeitung“ unter'm Strich das ihnen vertraute Gemüse der Weltgeschichte anbauen.

Die Stärke des Verfassers liegt, wie wir zeigten, auf einem andern Gebiete als dem methodischer Geschichtsforschung. Da, wo er das Leben des Tages der französischen Hauptstadt mit seinem scharfen Blicke, an der Hand der Kenntnisse und Berufserfahrungen, die ihm eigen sind, betrachtet, fördert er Interessantes, häufig Neues zu Tage. In dieser Beschränkung liegt seine Kraft; möge er des wohlmeinenden Rathes eingedenk sein. —

Italienische Novellisten.

Von der bereits früher*) angezeigten Sammlung Italienischer Novellisten, die Paul Heyse veranstaltet, sind neuerdings zwei neue Bände erschienen.**)

Die drei zuerst in d. Bl. besprochenen Bände der vorliegenden Sammlung, die sämmtlich Uebersetzungen von Romanen Ippolito Nievo's enthielten, konnten eingeleitet werden durch ziemlich reiche biographische Notizen über den frühverstorbenen Verfasser der Originale. Bei den jetzt vorliegenden Bänden fehlt jeder biographische Text, ein Mangel, der gewiß von vielen Lesern schmerzlich empfunden wird und in der Folge nach Möglichkeit vermieden werden sollte. Der wahre Werth eines Kunstwerkes wird ja natürlich stets gleich freudig genossen, ob wir nun wissen, welches Lebensschicksal dem Urheber desselben beschieden gewesen, oder ob wir das nicht wissen. Wie viele fragen z. B., wenn sie ein bedeutendes Bild schauen, unter welchen Verhältnissen der Maler groß geworden und zum künstlerischen Schaffen gediehen sei? Wer denkt, wenn er Shakespeare oder Goethe liest, zunächst an die Lebenslaufbahn des Dichters? Aber diese Einwürfe halten wir doch im vorliegenden Falle für wenig berechtigt. Es handelt sich bei dieser Sammlung darum, dem deutschen Volke eine größere Anzahl ihm bis dahin völlig oder fast unbekannter italienischer Novellisten zu erschließen, deutsche Sympathien für sie zu gewinnen; zudem

*) Grenzboten, 1878. I. S. 426, 463.

**) Leipzig, F. W. Grunow, 1878.

Grenzboten II. 1878.